

Nr. 90. Bydgoszcz/Bromberg, 21. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XIV. Kapitel.

Im Hause Uylenburgh herrschte Totenstille. Schon seit Tagen. Jeder ging auf Fußspitzen über Treppen und Gänge. Die Fenster im oberen Stockwerk waren verhangen.

Es wehte ein kühler Hauch im Hause, trotzdem draußen schon wieder die warme Sonne glühte. Irgendetwas Grauenvolles lag auf der Lauer. Würde es zuspringen — zupacken — oder würde es wieder verschwinden?

Saskia lag darnieder, das Nervenfieber schüttelte und durchglühte ihren zarten Körper Tag und Nacht — Tag und Nacht. Sie kannte keinen Menschen. Sie war eine feurige Lohe, und der Doktor Solbakken, der täglich kam, schien am Ende seiner Kunst zu sein.

Uylenburgh hatte ein ehernes, undurchdringliches Gesicht.

Kein Mensch konnte erraten, was in seiner Seele vorging. Er wanderte durch das Haus wie ein Fremder. Manchmal betrat er das Krankenzimmer. Dann schreckte die Muhme zusammen, die am Bett saß, da er lautlos wie ein Schatten einzutreten pflegte.

Er warf ihr einen Blick zu. Fragend und drohend zugleich.

Sie schüttelte den Kopf.

Dann wußte er, daß es noch immer so schlecht um die Kranke stand wie zuvor, und ging lautlos wieder hinaus.

Manchmal kam er auch an das Bett heran und betrachtete dann still, mit ehernem Gesicht, seine Tochter.

Fieberrosen blühten auf ihren Wangen. Aber ihre Lippen waren weit. Sie murmelte zuweilen zusammenhanglose Worte, kaum verständlich, aber mitten hinein klang dann ein Name deutlicher heraus — ein Name, der immer wieder aus dem heißen Hindämmern ihrer Seele hochtauchte.

Harmensz —!"

Dann geschah es wohl, daß der Senator sich mit einem Ruck umdrehte und schnell und schweigend wieder hinausging. Es schien, als könne er den Namen nicht hören.

Und Doktor Solbakken kam und ging — kam und ging. Es war nun schon der achte Tag dieser Qualen.

„Solbakken", Uylenburgh hielt ihn draußen auf dem Flur vor dem Krankenzimmer fest. „es muß doch Rettung geben?"

Der zuckte kaum merklich die Schultern unter dem schwarzen Doktorrock.

„Kräuter und Medikamente taugen nichts für Krankheiten der Seele, Mijnheer van Uylenburgh. Das Fieber sitzt nicht im Blut — es sitzt tiefer. Da hilft Gott allein — oder nicht. Betet, Uylenburgh, betet!"

Der verzog die Lippen spottvoll.

„Ist das Eure ganze Weisheit?"

„Wo die Kunst des Menschen versagt, beginnt der Glaube Herr Senator."

„Pah — ein billiges Rezept."

Solbakken nagte an der Unterlippe.

Er hatte mancherlei in der Stadt gehört von dem, was dieser Krankheit vorangegangen war. Die Stadtwache hatte das Maul nicht halten können, trotzdem Hauptmann Cocq jedem, der bei der Aushebung von Rembrandt und Saskia zugegen gewesen war, das Schwatzen darüber verboten hatte.

„So probiert ein anderes, Euer Gnaden, aber ich meine, das müßtet Ihr selbst kennen."

„Wie? So sprecht doch, Mann. Woher sollte ich ein besseres Mittel kennen?"

Er packte den Doktor bei der Halskrause, daß sie beinahe zerriß.

Der zog es vor, einige Schritte zurückzuweichen. Sein Blick wurde spitz.

„Gebt ihr Freude, der Jungfer Saskia!"

„He? Freude?"

„Ruft den an ihr Krankenbett, nach dem ihre Seele fiebert, Mijnheer."

Uylenburgh stieß einen zornigen Laut aus.

„Den Meister Maler aus dem Schuldturm? Ihr seid nicht bei Sinnen, Solbakken! Ein Narr seid Ihr!"

Es zuckte in seinem Gesicht. Sein Blick flammte auf. Der Kopf sank ihm in den Nacken vor Hochmut.

Solbakken wurde ärgerlich.

„Kein größerer Narr als Ihr, Mijnheer van Uylenburgh!" rief er aus. „Ich glaube, wenn Eure Tochter auf die ewigen Blumenwiesen hinter den Wolken gerufen wird, dann könnt Ihr an Eure Brust schlagen und sagen: Meine Schuld, meine größte Schuld! Dies wollte ich Euch sagen, Herr Senator! Der Solbakken ist kein Narr! Er weiß schon genau, wo die Wurzel von Eurer Tochter Krankheit steckt. Und der Rembrandt, Euer Gnaden, ist deswegen noch kein schlechter Kerl, weil er im Schuldturm steckt. Daran seid Ihr mit schuld, als Ihr dafür stimmtet, daß er sein Bild nicht bezahlt bekommen sollte, wie es rechtens war. Ein schlechter Maler aber ist er bestimmt nicht."

Er blickte Uylenburgh fest und unbeirrbar an.

„Künstler sind Menschen von Gottes Gnaden, Herr Senator, Sie sind seine liebsten Kinder. Vielleicht sind sie ihm gar lieber als große Kaufherren, denen oft der Geldsack auf's Herz drückt. Und nun Gott befohlen. Lasset Euch meine Worte durch den Kopf gehen, ehe es zu spät ist."

Er zog seinen Hut, machte einen Kratzfuß und schritt den Flur hinunter.

Der van Uylenburgh sah ihm mit vorgeschobenem Kopf nach. Es war etwas Geducktes in dieser Haltung, so als hätte er eben einen Schlag erhalten. Erst als Solbakken hinter der Treppenbiegung verschwand, steifte sich sein Rücken wieder. Ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

„Er ist doch ein Narr!" murmelte er.

Ein verzerrtes Lächeln umspielte seinen Mund.

„Ein Uylenburgh wird einen Rembrandt rufen lassen! Es ist lächerlich."

Er näherte sich der Tür der Krankenstube und lauschte.

Ganz still war es dahinter.

Plötzlich aber hörte er Saskias Stimme im Fiebertraum, und deutlich und verzweiflungsvoll gell klang ihr Ruf:

„Harmensz, mein Harmensz, komm zu mir — so komm' doch — Blumen blühen, und die Wolken sind so leicht. Harmensz — ob sie uns tragen würden —?"

Da ging ein Zittern durch seine Gestalt, und er floh wie gehetzt den Flur entlang, als wäre ein Geisterspuk hinter ihm her. —

Atemlos fiel er in den Lehnsessel in seiner Arbeitsstube. Er stemmte die Fäuste gegen die Schläfen. Stierte vor sich hin. Den Rembrandt holen? Das sollte Saskia gesund machen? Pah — Der Solbakken war ein Esel — ein Phantast! Hätte Dichter werden sollen, aber nicht Medicus.

Krankheiten heilt man mit Medikamenten — basta!

Krankheiten der Seele! Nun — an denen starb man jedenfalls nicht. Die kurierte die Zeit! Da mußte man eben abwarten.

Obgleich er sich solchermaßen zu beruhigen versuchte, hielt es ihn nach einer Weile doch nicht mehr im Zimmer. Die Arbeit, die er sich vorgenommen, ging ihm nicht von der Hand. Er wußte kaum, was er da eben zusammengerechnet und gelesen hatte. Dumpf hallte ihm noch immer das Fiebergeschrei Saskias, das er vorhin gehört hatte, in den Ohren wider.

Nur hinaus an die frische Luft!

Hastig begab er sich nach draußen. Muhme Alberta huschte gerade den Flur entlang. Sie sah Uylenburgh mit großen, starren Augen an, als er an ihr vorbeistürzte.

Unschlüssig blickte er sich eine Weile auf dem Hof um. Was nun? Er ging in den Stall und sattelte sich selbst sein Pferd.

Langsam ritt er über den Hof. Auf die Gasse hinaus.

Ich mache einen Spazierritt, sagte er sich mit gewaltsamer Ruhe. Nichts weiter. Und er fühlte dunkel, daß er sich selber betrog. Einen Spazierritt? Und warum gab er nun dem Gaul die Reitgerte, daß er auskeilte und über die nächste Gracht sprengte mit funkenstiebenden Hufen?

Macht Euch nichts vor, Mijnheer van Uylenburgh: Die Fieberrufe Saskias hängen auch hier im Freien in der Luft! Sie hallen aus den Gassenwinkeln und unter den Brücken hervor. Und wenn du zur Mauer hinausreitest, so fliegen sie hinter dir her, magst du dem Gaul noch so sehr die Sporen in die Flanken treiben. Der Gaul hat keine Schuld!

Der kann auch nichts dafür, daß des Doktor Solbakken Worte nicht verstummen wollen. „Lasset Euch meine Worte durch den Kopf gehen, ehe es zu spät ist!"

van Uylenburgh war schon weit vor dem Stadttor. Vögel sangen in der Luft — ein rechtes sommerliches Konzert. Aber was sangen sie nur? Uylenburgh spornte das Pferd von neuem an. Zum Teufel, was konnte er dafür, wenn Rembrandt Schulden hatte und dafür in den Schuldturm kam? Es war nur rechtens, daß er das Bild nicht bezahlt bekam, weil es nicht gefiel! Beschluß, Herr Doktor Solbakken! Ein Beschluß war immer rechtens! He? Der Gaul warf den Kopf und wieherte laut, daß es sich wie ein böses Gelächter anhörte.

Künstler sind Menschen von Gottes Gnaden, sangen die Vögel. Kein Geldsack drückt ihnen das Herz ab. Und dazu jubilierten sie gegen den blauen Himmel, was ihre Kehlen nur hergaben.

„Farbenkleckser sind es, Windbeutel, Schuldenmacher, Vagabundenvolk!" rief Uylenburgh in den Wind, als wolle er die Vögel überschreien.

An einem Bach ging der wilde Ritt vorbei. Das Wasser glitt dunkel und ruhig dahin, leise glucksend. „Meine Schuld — meine Schuld —"

Mitten hinein setzte Uylenburgh mit dem Pferd, daß ihm die Tropfen bis zum Hut spritzten. Das Pferd schüttelte sich und jagte das andere Ufer hinan. „Meine Schuld — meine Schuld —" gluckste der Bach hinter dem Reiter her.

„So lauf doch, Schinder!" brüllte Uylenburgh voller Grimm. Es war kein Reiten mehr — es war ein wildes Hetzen und Dahinbrausen und Fliehen vor den geheimnisvollen Stimmen ringsum, die nicht schweigen wollten. Es war wirklich kein Spazierritt.

„Der Solbakken kommt mir nicht mehr in's Haus!" schrie er vor sich hin.

Schön, schön, wisperte eine Stimme gegen sein Ohr, das werden wir ja sehen. Komm du nur selber erst heil nach Haus. Wenn du so weiter jagst, könnte es schon leicht sein, daß man den Solbakken heute noch zu dir ruft!

Unwillkürlich zog der Senator die Zügel an. Die Hand zitterte ihm.

Da hinten lag die Schenke von Oll Klöhn.

Grau und jammervoll selbst unterm Sonnenglanz. Klöhn saß auf einer Bank vor der Tür. Er übte sich im Würfeln und hatte einen mächtigen Humpen neben sich zu stehen. Bei jedem hohen Wurf genehmigte er einen gehörigen Siegesschluck.

Nun sah er auf. Die Augen unter den buschigen Brauen kniffen sich zusammen.

Dann lachte er leise auf und — sich von der Bank erhebend — machte er einen devoten Kratzfuß vor dem Reiter, der in einiger Entfernung gehalten hatte.

„Der Herr Senator van Uylenburgh — ergebenster Diener, Euer Gnaden — ganz ergebenster —", brabbelte er und rieb sich die Hände. „Oh der Ehre —"

Uylenburgh saß wie festgewachsen auf seinem Pferd, das sich nicht von der Stelle bewegte. Er starrte zu Klöhn hinüber. Ein wütender Gedanke jagte durch sein Hirn. In dieser Schenke also war Saskia aufgefunden worden? Bei diesem alten, anrüchigen Schenkenwirt hatte sie Schutz gesucht.

„Wollen Euer Gnaden nicht einen Trunk bei mir einnehmen?" rief Oll Klöhn herüber." Das Pferd ist ja rechtschaffen abgeritten, wenn ich mir eine Meinung erlauben dürfte, just Zeit zum Verschnaufen —"

Uylenburgh schwoll die Ader über den Schläfen an.

„Spar Er sich Seine Einladung", knirschte er.

Oll Klöhn lächelte sauersüß.

„Nun — nun — Euer Gnaden hochwohlgeborene Tochter hat meinen Wein nicht verschmäht. Und der Herr Rembrandt hat oft hier ——"

Uylenburgh stieß eine derbe Grobheit aus.

„Halt Er's Maul —!"

„Oho! Mir hat der Herr Senator nichts zu verbieten," grimmte sich Oll Klöhn.

Der riß das Pferd herum, Zornröte im Gesicht. Ein Sporendruck — unwillig machte das Tier einen Satz und preschte davon, wieder den Weg zurück. Klöhn blickte breitbeinig hinterdrein und hatte ein spöttisches Lachen um den Mund. —

XV. Kapitel.

Am nächsten Tage wurde das Bild der Gilde aus dem Stadthaus in das Atelier Rembrandts zurückgebracht. Der hatte das ja ten Zerkaulen gegenüber ausdrücklich gewünscht. Und da der Rat es nicht bezahlt hatte, hatte er auch kein Recht, es länger zu behalten. Immerhin hatte es eine ganze Weile gedauert, bis man sich entschloß, es wieder herauszugeben.

Kein anderer als Justus Vermeulen erhielt den Auftrag, den Transport vom Stadthaus zu Rembrandts Wohnung zu leiten. Niemand erhob dagegen Einspruch. —

Es war am Spätnachmittag, als die Bilderträger, diesmal ohne die Begleitung des Trommlers, durch die Stadt zogen. Mit keineswegs besonderer Vorsicht stapften sie die Treppe zum Atelier Rembrandts hinauf. Ein von der Stadt abgelehntes Bild — was lag schon daran!

Vermeulen hatte gleichzeitig den Auftrag, das Atelier mit dem Siegel der Freien Stadt zu verschließen. Erst wenn Rembrandt wieder frei war, würde es entfernt werden. Und das konnte, wie der alte Vermeulen ironisch gemeint hatte, eine erkleckliche Zeit dauern. —

Das Bild wurde also an Ort und Stelle gebracht. Eine Weile lungerten die Leute noch herum und sahen sich neugierig die verstaubten Bilder und Kartons an den Wänden an. Dann aber drängte Justus Vermeulen:

„Nun ist's gut. Geht nur. Geht zum Schifferhaus und trinkt auf meine Rechnung einen Krug Brabanter. Ich habe hier noch einiges zu besorgen."

Er war allein.

Ein schadenfroher Ausdruck füllte sein Gesicht. Mit Augen, in denen der Haß leuchtete, blickte er sich im Atelier um. Im Innersten fühlte er sehr wohl, daß diese Bilder alle ein wahrer Künstler geschaffen hatte, daß in diesem Rembrandt schon ein bedeutender Kerl steckte. Gerade darum aber konnte er jene Demütigung nicht vergessen, die dieser ihm einst zugefügt hatte. Ihm hatte er es ja

zu verdanken, daß das schmucke, sorglose Offiziersleben für ihn ein Ende hatte. Das war nicht zu vergessen. Und seine Rachsucht war noch lange nicht gekühlt. Mochte Rembrandt auch im Schuldturm sitzen — es schien ihm eine viel zu geringe Strafe für jemanden, der ihm eine Saskia van Uylenburgh genommen hatte — und dazu den Offiziersdegen.

Diese Bilder dort an den Wänden vernichten! Waren die nicht ein Stück von Rembrandt? Diese Bilder, die vielleicht doch noch einen Käufer finden konnten, mußten fort! Wer konnte ihm, Justus Vermeulen, nachweisen, daß er sie zerschnitten hatte, wenn er nachher das Atelier verschloß und das Siegel der Freien Stadt an die Tür heftete? Wochen würden vergehen, vielleicht Monate, bis der Rat hier wieder Umschau halten ließ. In dieser Zeit konnte viel geschehen! Niemand konnte ihn verdächtigen. In dieser alten Gasse mochten viel verbotene Dinge geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Läufer von Borneo.

Erzählung von **Wolfgang Federau.**

Van der Houben, der holländische Chefarzt an dem großen Krankenhaus in Batavia, hatte es gar nicht nötig, wie eine Katze um den heißen Brei herumzugehen. Dieser Deutsche mit dem sonnengebräunten, strenggeschnittenen Gesicht wußte Bescheid: daß er vom Tode gezeichnet war und daß es für ihn keine Rettung gab. Ihn konnte man mit medizinischen Fachausdrücken nicht täuschen. Krebs? Kehlkopf? Nun, in der Geschichte der ärztlichen Wissenschaft gab es keinen einzigen Fall, der von einem Heilungserfolg in derart vorgeschrittenem Stadium berichtete. Und wenn man nun erst gar, jetzt bereits seit Wochen, keine Speise mehr zu sich nehmen vermochte, eigentlich nur noch von den Einspritzungen lebte, dann . . .

„Tapferer Kerl, dieser Deutsche", dachte Houben, als er eines Abends wieder am Bett seines Patienten stand und versuchte, ihn mit ein paar lustigen Geschichten abzulenken und zu zerstreuen.

„Sehr interessant, Doktor", flüsterte der Deutsche — er konnte seit langem nicht mehr laut sprechen, nicht mehr so sprechen, wie ein gesunder Mensch — „und ich danke Ihnen immer wieder für die Mühe, die Sie sich mit mir machen, für die Zeit, die Sie mir opfern . . ." Er lächelte auf eine hilflose und erschütternde Art. Und dann gab es eine kleine Pause. Aber gleich fuhr er wieder fort: „Meine Frau!" röchelte er. „Sie wissen, Doktor, ich habe eine Kautschukfarm, zweihundert Kilometer nördlich von Pontianak. Mehr als hundert englische Meilen von dieser Stadt, ja. Ich möchte sie gern noch einmal sehen, meine Frau. Auch den Jungen. Er ist jetzt drei Jahre alt und . . . und so nett."

„Es geht nicht", sagte van der Houben und trat ans Fenster. Seine Stimme klang spröde und trocken — es tat ihm selbst weh, diesen letzten Wunsch eines Sterbenden nicht erfüllen zu können. „Nicht nur Ihres Zustandes wegen, über den Sie eben so gut Bescheid wissen, scheint mir, wie ich selber. Da ist noch das andere — die Geschichte mit den Engländern. Sie kreuzen an der Küste vor Pontianak, zwei Engländer sind es und ein Australier, und sie halten jedes Schiff fest, das in ihre Nähe kommt oder nach Pontianak hinein will. Wegen Ihrer Landsleute, wegen der Deutschen. Die holen sie runter, unerbittlich, von jedem neutralen Dampfer, und schicken sie nach Indien. Wo es schon eine ganze Menge großer und gut besetzter Konzentrationslager gibt . . ."

„Und sonst?" fragte der Kranke gequält. „Sonst gibt es keinen Weg? . . ."

Van der Houben dachte nach, angestrengt.

„Da wäre Bandjermasin", sagte er endlich. „Es liegt von hier aus am nächsten, Sie wissen ja. Aber . . ." Er gab sich gleich einen Ruck, es war ja Irrsinn, davon überhaupt zu sprechen. „Nach Bandjermasin", meinte er, ärgerlich über seine eigene Torheit, „da könnten Sie freilich hin, da sind keine Engländer, vorläufig wenigstens noch nicht. Aber was hilft das schon! Es liegt im äußersten Süden Borneos, und Ihre Farm . . . die liegt doch hoch im Norden!"

„Bandjermasin", flüsterte der Deutsche. Zweimal, dreimal sprach er den Namen, diesen ihm aus früheren Zeiten doch noch so vertrauten Namen, vor sich hin. So als wollte er ihn für alle Ewigkeit seinem Gedächtnis einhämmern.

„Danke", sagte er dann und drehte dem Doktor den Kopf zu. „Ich bin nun sehr müde. Und ich brauche noch ein bißchen Kraft, für den kargen Rest meines Lebens . . ."

Er sah dem Chefarzt nach, er lauschte ihm nach, bis dessen Schritte auf dem lichten Gang draußen verhallten . . .

Zwei Tage später fand die Pflegerin, als sie am Morgen das Zimmer betrat, das Bett des Deutschen leer. Auf dem Nachttisch lag ein Scheck über einen ansehnlichen Betrag. Und während der rasch herbeigerufene Chefarzt noch nachdenklich diesen schmalen Papierstreifen in der Hand wog, lag der Deutsche bereits, von Fieber und Unruhe geschüttelt, auf dem Sonnendeck des „Berg op Zoom", des schnellen, schönen Dampfers, der die Verbindung von Java mit dem Süden Borneos aufrecht erhielt.

In Bandjermasin verließ der Deutsche das Schiff mit dem Gefühl, er werde jetzt, in diesem Augenblick, sterben. Und keiner, der ihn auch nur flüchtig betrachtete, im Vorübergehen, gab ihm mehr als zwei, besten Falles drei Tage Frist zur Abwicklung seiner irdischen Angelegenheiten.

Er hätte nun wohl bei dem einen oder andern, bei guten Freunden aus früheren, glücklicheren Jahren, Unterkunft finden können. Er kannte so manchen, der sich seiner angenommen hätte. Lindström zum Beispiel, den Schweden, oder den ehemaligen Hauptmann Nicolai, der zuletzt die Niederlassung einer Ölgesellschaft geleitet hatte. Aber der Kranke zog es vor, ein Zimmer in dem Hotel zu nehmen, in dem er in den Vorkriegsjahren zu wohnen pflegte, denn er hatte Angst vor seinen Freunden und daß sie ihn vielleicht gewaltsam davon abhalten würden, einen Plan durchzuführen, den sie für sinnlos halten mußten und für die Ausgeburt eines bereits zerstörten und kranken Hirns. Zwei Tage barg sich der Deutsche in seinem Zimmer, wie ein wildes, krankes Tier sich in seiner Höhle verkriecht. Am dritten Morgen aber verließ er das Hotel und begann, nun bereits fast aller seiner Mittel beraubt, ohne Geld, das ihm gestattet hätte, einen Führer, einen eingeborenen Begleiter anzuwerben, seine große Wanderung quer durch die riesige Insel, nach Nordwesten. Dorthin, wo sein Haus war, wo seine Frau lebte, sein Junge.

Es war keine Wanderung, eigentlich, o nein! Es war ein Lauf, wie ihn ähnlich kaum je ein Mensch hinter sich gebracht haben mochte. Früher, als dieser Deutsche noch gesund und stark gewesen, war er ein großer Jäger; Geweihe und Hauer, Häute von Schlangen und Menschenaffen, Krallen aller möglichen wilden Bestien und die ausgestopften Bälge zahlloser Vögel schmückten als Trophäen die Wände seines Hauses. Was er damals gelernt hatte, kam ihm jetzt zugute, da es galt, sich in menschenarmer Wildnis zurechtzufinden, ohne Hilfe, ohne Führer, es sei denn die eine Magnetnadel des Herzens — der Liebe, die ihn heimwärts jagte.

Drei Wochen, zwanzig Tage und zwanzig Nächte, mit wenigen kargen Ruhepausen, lief der Deutsche durch Wälder und Sümpfe, über Steppen und Felsgründe, auf Pfaden, die vor ihm vielleicht keines Weißen Fuß je betreten hatte. Lief dahin mit jagenden Pulsen, mit klopfendem Herzen, fast ohne irgendwelche Nahrung aufzunehmen, denn das Schlucken verursachte ihm unsägliche Beschwer. Tags brannte die Sonne auf seinen ausgemergelten Körper herab, nachts schüttelte ihn die Kälte, und der Mond goß sein falbes, silbriges Licht auf den Weg, auf diesen Pfad, von dem nur das Herz, der Instinkt, dem Läufer sagte, daß es der richtige sein müsse.

Angst kannte der Einsame nicht mehr. Die vielen Geräusche, die sein Ohr erreichten, wenn der Abend einfiel, wenn die Nacht sich aufs Land senkte: der ferne Klang einer Trommel, das dumpfe Klopfen und Dröhnen, aufblinkendes Licht, das die Nähe eines Wasserlaufs anzeigte oder eines trügerischen Moores, auf dem brackiges Wasser wie in fetten Blasen stand — das alles bedrängte, beunruhigte ihn nicht. Vorwärts wollte er, vorwärts nur und weiter, sei es auch durch eine Hölle von Schrecken.

Und so kam er, dieser Läufer durch Borneo, endlich nach Pontianak, nicht mehr ein Mensch, sondern ein Gerippe. Und da verließ ihn die Kraft — auf offener Straße brach er zusammen.

Einer fand ihn so, der ihn kannte, brachte ihn in sein Haus. Als der Deutsche nach vierundzwanzig bewußtlos verbrachten Stunden wieder sprechen, nein, stammeln nur und flüstern konnte, ahnte der Freund mehr, als er begriff, was geschehen war, was dieser Mann fertig bekommen hatte. Redete nicht viel, fragte nicht viel, sondern holte sein bestes Pferd

aus dem Stall und ritt hinüber, zweihundert Kilometer fast, dorthin, wo die Farm des Deutschen stand . . .

Hundert englische Meilen hin und zurück, das ist auch mit guten Pferden eine lange Strecke. Aber der Deutsche, der eigentlich schon lange hätte tot sein müssen, lebte — wovon, wußte niemand zu sagen. Es war wohl nur die unbändige Sehnsucht, die ihn immer weiter atmen hieß. Bis . . . endlich! endlich! . . die Frau an sein Bett trat, die er so liebte, der Junge, der nun bald vaterlos sein würde. Da lächelte der Mann — ja, dieser Mensch vermochte noch zu lächeln, und die es sahen, werden es nie mehr vergessen — er seufzte einmal auf, tief, erlöst, und erlosch alsbald. Wie ein Licht, wie ein Lämpchen, das den letzten Tropfen Öl verzehrt hat.

Der Name? Ach, was sind Namen?

Aber der Mann selbst, der Deutsche, lebt weiter, im Herzen aller, die ihn je gekannt haben. Als Beispiel hingebendster Liebe, Treue und grenzenlosen Willens. Als — Läufer von Borneo.

Der Zylinderhut.

Heitere Anekdote von Otto Doderer.

Jedermann weiß, wie notwendig einst auch hierzulande ein Zylinderhut zur Ausrüstung eines Mannes gehörte, der Karriere machen wollte. Daß jedoch ein Zylinderhut auch einmal eine hoffnungsvolle Karriere zerstören kann, mußte vor einigen Jahren ein junger französischer Minister erfahren, der mit einer großen staatsmännischen Rede bei einem Städtchen an der Rhone eine neue Brücke einweihen sollte. Er war ein Feuerkopf, der durch seine Beredsamkeit und seine kühnen Einfälle schnell volkstümlich geworden war. „La belette“ nannte man ihn: das Wiesel.

Nun stand er an der Brüstung der Brücke und sprach in schwungvollen Worten, und niemand merkte ihm an, daß er an diesem Morgen verstimmt war. Erst seit wenigen Wochen verheiratet, hatte er nämlich am Abend vorher seine junge Frau nach einer ärgerlichen Auseinandersetzung zum ersten Mal ohne Abschiedskuß verlassen. Die Ursache des Zwistes war lächerlicher Art. Seine Frau hatte gefunden, daß sein Zylinder schäbig und seiner nicht mehr würdig sei. Er dagegen hatte darauf bestanden, daß seine repräsentative Aufgabe keineswegs die Tadellosigkeit seines Zylinders erheische.

Obwohl ihm keinen Augenblick die Erinnerung aus dem Kopf wich an seine reizende Ehehälfte, die er daheim schmollend auf der Chaiselongue wußte, empfand er zugleich fortgesetzt quälend, daß seiner Rede heute das Feuer fehle. So sann er auf einen zündenden Effekt, und plötzlich durchfuhr ihn auch eine Erleuchtung. Schon zuckt seine Hand, die den Zylinder hielt. „Hinweg mit der vermotteten Vergangenheit, hinweg mit allen leeren Konventionalitäten“, rief er aus, „überantworten wir sie dem Lauf der Geschichte, wie ich jetzt diese ihre lächerlichste Ausgeburt den Wellen überantworte!“ Und schleuderte den ohnedies zum Untergang reifen Gegenstand seines Ehestreits, der ihm nun so ausgezeichnet als Sinnbild diente, mit einem weiten Schwung über die Brücke.

Unglücklicherweise wehte an diesem schönen Morgen der Wind über die Wasser der Rhone vom Mittelmeer herauf und trug die Worte vom Mund des Ministers fort in der Richtung Paris. Nur die Ehrengäste in seiner nächsten Umgebung vernahmen sie zusammenhängend, denn damals kannte man noch keine Lautsprecheranlagen. Man war ihm bisher mit geteilter Aufmerksamkeit gefolgt. „Welch ein entzückender junger Mann!“ dachten die Damen. „Welch ein interessanter Kopf! Welch ein Temperament!“ Alle hatten also im Grunde ihre eigenen Gedanken, während der Minister sich Mühe gab, die seinen vor ihnen auszubreiten. Die großartige Geste mit dem Zylinder hatte sie nun aber alle überrascht, und mit Begeisterung klatschten sie Beifall.

Bei der Menge am Ufer indessen, wo man nur die Bewegungen des Ministers sehen, aber keines seiner Worte hören konnte, hatte sich ein Erschrecken verbreitet, als der Zylinder in hohem Bogen aus der Hand huschte und die Herrschaften dort oben plötzlich lebhaft wurden. Man glaubte, dem Minister sei im Eifer ein Mißgeschick widerfahren. Als sich aber nach einigen Loopings die schwarze hohe Röhre im Gleitflug auf die Flut niedersenkte und dann wie ein niedliches Modell eines Schiffskamins darauf schaukelte, verwandelte sich die Betroffenheit in ein fatales Gelächter. Zwei Fischer erhoben sich von der Kaimauer, über die sie ihre Beine hatten baumeln lassen, klopften ihre Tonpfeifen aus und ketteten einen Nachen los, in dem sie auf den Fluß hinausruderten. Mit langen Enterhaken fischten sie nach dem schwimmenden Hut; nach einigen Bemühungen hatten sie ihn erwischt und brachten ihn hoch auf der Stange an Land.

Mit einer solchen Wirkung seines Einfalls hatte der Minister freilich nicht gerechnet. Der Teufel hatte ihm das Konzept verdorben. Wohin der Minister blickte, traf er auf belustigte Mienen, deren ganze Aufmerksamkeit auf das beherzte Rettungswerk der zwei Fischer gerichtet war. Er beschloß seine Rede vorzeitig. Dies war der Augenblick, in dem die beiden Fischer grinsend vor ihm standen, um ihm die Vergangenheit wieder zurückzubringen, die er so stürmisch fortgeschleudert hatte.

Er machte sich zwar noch den Scherz, den triefenden Hut dem Bürgermeister für das Heimatmuseum der Stadt zu überreichen, aber seine Zuversicht war dahin.

Obwohl nun der Minister seinen alten Zylinder geopfert hatte, bedurfte er fürs erste nicht wieder eines neuen. Seine Frau empfing ihn unversöhnt, und sie hat ihm seine Niederlage nie verziehen. Er aber war eine Figur der Witzblätter geworden und mußte aus der Politik verschwinden.



Bunte Chronik



Fischfang mit Betäubung!

Daß die Eingeborenen fremder Länder beim Fischfang außer Netzen auch Speere, Gabeln, Pfeile usw. benutzen, ist bekannt. Der Amerikaner Sullivan, der im Auftrag seiner Regierung die Inseln in der Baschistraße untersuchte, die das Südchinesische Meer mit dem Pazific verbindet, weiß jedoch zu berichten, daß die malaiischen Eingeborenen dort mit Gift fischen. Die Batan- und Babuymalaien sammeln die Wurzeln der Tubapflanze, pressen sie aus und füllen den Saft in große Kalabassen, die sie mit ihren Booten weit ins Meer hinausfahren. Dort warten sie den Ebbestrom ab und schütten dann das Gift in das Wasser, das in weitem Umfang davon durchtränkt wird. Alle Fische, die durch dieses vergiftete Wasser kommen, legen sich schon nach kurzer Zeit betäubt auf die Seite und treiben an der Oberfläche, wo sie mühelos von den Eingeborenen eingesammelt werden. Eigenartigerweise ist das Gift durchaus unschädlich, nicht nur für den Menschen, sondern auch für die Fische selber, denn der Saft der Tubawurzeln, die zur Gruppe unserer Kallagewächse gehört, übt nur eine narkotische Wirkung aus und wird auch von den Eingeboren zur Tränkung ihres Tabaks verwandt.



Lustige Ecke





„So wie Krause da steht und spielt, wird kein Mensch entdecken, daß er kahl wie ein Ei ist!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg